

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Die Tochter des Nebenbuhlers.

Roman nach fremdem Motiv frei bearbeitet
von Ilka Sch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie stellte keine Frage, legte nur ihre weiche Hand auf seine Schulter und weinte still vor sich hin.

„Es ist doch so gewesen, Lucy,“ sprach er endlich zu dem Mädchen, „aber weiß Gott! geliebt habe ich sie, wie man es auf Erden nur einmal kann.“

Nicht ein Wort des Vorwurfs hatte er für das Weib, das ihn betrogen.

Es gab keinen zweiten Menschen, dachte Lucy, der so erhaben denken könnte wie er; ihm folgen können, und wäre es bis an das Ende der Welt, war ihr heimliches Sehnen; für ihn empfand sie, was Percival für Lili fühlte, und mußte sich doch sagen, daß sein Herz für sie nie schneller schlagen würde — ihre Liebe nie Ermiederung finden könnte.

Weber Percival noch Lucy machten irgend eine Erwähnung über den Inhalt des Briefes. Die abgehärmten Züge des Patienten bezeugten nur zu sehr das Ende eines Jugendtraumes, obzwar er im Hause seiner Freunde sich sehr zusammennahm

und den Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste seine Zeit und Kräfte vielfach widmete.

Im Wohnzimmer des oberen Stockwerkes saßen seine Eltern mit John Camberley und dessen Frau um das warme Kaminfeuer behaglich beisammen.

sprach Graf Camberley mit reger Theilnahme. Ihre Gesellschaft wäre uns ein Gewinn und wir könnten abwechselnd Spielabende arrangieren.“

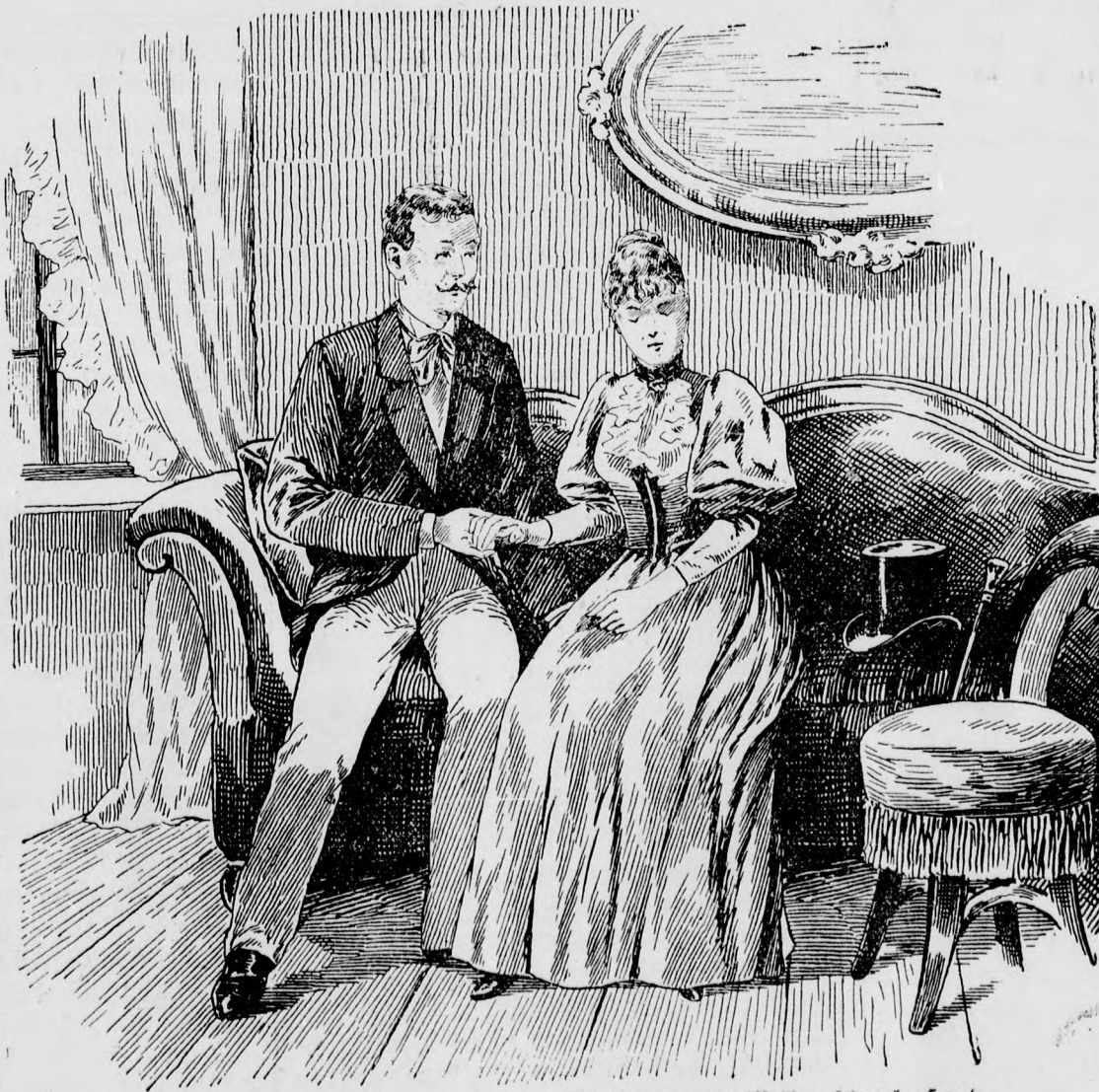
„Ihre Phantasie ist etwas schnell, lieber Graf; zuerst müßte ich doch ein passendes Unterkommen finden, was im Orte eine schwierige Frage ist. Wir brauchen mindestens zehn Räume, wo finde ich das in Camberley!“

„Ich hab' es!“ rief Graf John fast kindisch aus. „Sie müssen mein unteres Gehöft beziehen.“

Es ist bisher immer leer gestanden, weil ich keine annehmbaren Parteien dafür finden konnte, aber Sie müssen es mir unbedingt abnehmen und Ihre Frau wird mit geschickter Hand die schönen, aber leeren Räume bald wohnlich und hübsch herrichten. Nun? ist's abgemacht?“

Der alte General bliete fragend zu seiner Ehehälfte hinüber und sah an dem Glanze ihrer Augen die Freude, mit welchem sie das Anerbieten aufnahm.

„Die Lage ist schön. Als sie mir neulich die inneren Wohnräume zeigten, war ich natürlich sehr eingenommen dafür und ließe ich mich gerne auf Ihren Vorschlag ein, wenn die Bedingungen mit meinen Verhältnissen in richtiger Uebereinstimmung wären.“



Die Tochter des Nebenbuhlers. Remington ergriff ihre schmale Hand.

„Mein Sohn wird sich in Moulton nie mehr wohl fühlen können,“ sprach General Lester, „und meinerseits habe ich auch jedes Interesse an jenen Ort verloren.“

„Uebersiedeln sie in unsere Gegend,“

„Das ist das Wenigste, lieber General; ich wäre ja zu Tode froh, wenn Sie es mir abnehmen wollten, denn erstens brauchte ich nicht mehr den unfreundlichen Anblick der geschlossenen Ladenfenster vor mir zu sehen und gewänne durch Sie einen angenehmen Ausgang für die endlos monotonen Winterabende, die bisher nur auf die freundlichen Besuche des Doktors Stanley sich beschränkten. Unter uns gesagt, sehe ich den jungen Mann nicht gerne zu familiär in meinem Hause verkehren. Es sind doch junge Mädchen da — hm! Doktor Stanley ist ja ganz außerordentlich als Karatter, aber meinen Töchtern wünsche ich doch eine aristokratischere Verbindung. Na, das gehört ja auch nicht hierher, also auf ein frohes Zusammenleben, lieber General! Schlagen Sie ein,“ und Graf John reichte ihm in fortdialer Weise die Hand hin. „Weihnachten steht auch vor der Thür, wir wollen dieses schöne Fest als ersten Freundschaftsbund zusammen feiern. Doktor Stanley soll diesmal auch nicht fehlen, liebe Alte,“ fügte er noch gut gelaunt hinzu, da er recht gut wußte, daß seine Frau in dieser Beziehung zur Gegenpartei gehörte und dem Doktor ihr besonderes Wohlwollen schenkte. „Du kannst es ihm bei seinem nächsten Besuche ausrichten.“

„Ja, das will ich thun. Ich habe eine große Vorliebe für ihn, und wenn er den Abend mit seinem Bruder herauskommen könnte, wäre es mir lieb.“

Nach einer Pause kam Gräfin Camberley noch einmal auf das bevorstehende Weihnachtsfest zu sprechen.

„Sollten wir nicht auch Herrn Neville dazu bitten,“ bemerkte sie nachdenklich. „Die Feiertage werden trübe Zeiten für ihn sein.“

„Ich habe nichts dagegen; nur finde ich es etwas viel verlangt, ihn für ein paar Stunden die weite Fahrt machen zu lassen. Wenn Du ihn schon herbittest, so biete ihm wenigstens ein Fremdenzimmer zum Uebernachten an.“

Dann wandte sich Graf John zu seinem Gaste.

„Sie kennen doch Neville? Es ist der neue Besitzer von Nudale und hat das Gut vor kaum einem Jahre von seinem Vater geerbt. Es liegt in einer gesunden, fruchtbaren Thalmulde mindestens zehn Meilen von uns entfernt, die er hmerlich in einer bitterlich kalten Dezembernacht zurücklegen wollen wird, um den Abend bei uns zu verbringen.“

„Es verpflichtet ihn auch Niemand dazu, wenn es ihn nicht freut,“ sagte Gräfin Camberley mit leisem Lächeln. Sie dachte an ihre Tochter Käthe, dessen Herzenswunsch sie an den strahlenden Augen wiederholt bei den Besuchen Neville's bemerkt hatte. „Wir erweisen ihm dadurch eine Aufmerksamkeit und haben das Unserige gethan.“

„Deine Worte haben für mich stets die Bedeutung eines Bibelspruches,“ scherzte Graf John in seiner Gutmüthigkeit. „Gelingt es Dir, den jungen Baron herüberzuangeln, so wird Niemand froher

sein als ich, denn mir ist nichts Schrecklicher, als ein langweiliger Weihnachtsabend.“

XXVIII.

Die lange, kalte Fahrt in einem Eisenbahnkoupe dritter Klasse war für Lili der erste Prüfstein künftiger Armuth und sorgenvoller Selbsterhaltung. Eine große Schwäche beschlich sie sowohl körperlich als geistig und doch wußte sie ihrer treuen Dienerin und Warren tiefen Dank, sie aus ihren gewohnten Verhältnissen in diese beschränkte Lage gebracht zu haben. Noch blickte sie ja mit der ganzen Fülle ihrer jungen Kräfte dem bitteren Loos der Armuth entgegen; sie wollte Arbeit thun, sich ihr Leben, ihr Brod selbst verdienen und hatte bisher doch so wenig die Berührung mit der rauhen Wirklichkeit kennen gelernt, daß sie, die Schwierigkeiten derselben nicht ahnend, ihre ungeübten Kräfte überschätzte.

„Gnädiges Fräulein sind doch einverstanden, mit dritter Klasse zu fahren,“ sagte Tom entschuldigend. „Ich dachte, Sie würden nicht gerne allein in einem Koupe sein und für drei Personen käme die Fahrt erster Klasse zu hoch.“

„Natürlich,“ entgegnete Lili, „wir kommen hier ebenso schnell vorwärts und je früher ich mich an meine neue Lage gewöhne, desto leichter werde ich mich hineinfinden. In meinem früheren Reichthum habe ich doch nur selten eine fröhliche Stunde erlebt und kann es leicht entbehren, das Gnadenbrod meines Stiefvaters weiter zu genießen. Eine ernsthafteste Beschäftigung wird mir sogar zuträglich sein. Die Verurthigung habe ich wenigstens, daß Herr v. Lester sich meiner wegen nicht sorgt und mich in Camberley bei meiner Schulfreundin glaubt. Sollte ich der Gräfin nicht von meiner sonderbaren Stellung schreiben, Herr Warren?“

„Dieses würde ich an Ihrer Stelle nicht thun, gnädiges Fräulein. Vielleicht hat Gräfin Camberley Sie überhaupt gar nicht zu diesem Besuche aufgefordert oder Herr Warrington hat die Einladung abgelehnt.“

„Warum? Er sagte doch ausdrücklich, sie für mich angenommen zu haben.“

„Möglich, aber nach seiner Handlungsweise läßt sich seinen Worten nicht recht Glauben schenken. Sie sind jedenfalls in größerer Sicherheit, wenn Sie Niemanden ihren Aufenthalt verrathen.“

„Die Familie Camberley ist mir bisher stets wohlgeplant gewesen, ich möchte ihre Freundlichkeit und Güte nicht verscherzen.“

„Lassen Sie Tom nur machen, gnädiges Fräulein, er trifft immer den Nagel auf den Kopf,“ mischte sich nun Esther gleichfalls in das Gespräch ein. „Die Frau Gräfin hält es vielleicht für ihre Pflicht, Herrn Warrington davon zu benachrichtigen, und wenn sie erst wieder in dessen Gewalt kommen, haben Sie es ärger denn je — das ist nun einmal nicht zu ändern.“

Lili schauderte bei dem Gedanken einer möglichen Rückkehr und sah die Unvorsichtigkeit ihres Vorhabens ein.

„Aber Percival! er muß Alles so bald als möglich erfahren,“ sagte Lili aufgereggt.

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Ich werde Ihren Brief an meine Mutter senden und sie wird ihn eigenhändig Herrn Lester übergeben, damit gewiß kein Irrthum geschieht.“

„Ach ja, ich danke Ihnen, Herr Warren,“ sagte sie schnell. „Das wird das Beste sein, wenn Frau Warren sich dazu bewegen ließe.“

„Keine Mutter thut Alles, was ich von ihr erbitte,“ antwortete Tom stolz, „sie wird gerne bereit sein, diese kleine Mühe zu übernehmen.“

Lili that die große Anhänglichkeit und Hochachtung Tom's für seine alte Mutter wohl, sie lächelte freundlich zu diesem hinüber und lehnte dann ihre müde Stirne zurück, um etwas zu ruhen. Ihren erschöpften Gliedern war es eine Wohlthat, aber die Phantasie arbeitete rastlos in ihr weiter, in immer lebhafteren Farben trat die dunkle Zukunft ihr entgegen und zerstob die Gegenwart zu nichtigen Schatten. Sie vernahm kaum den Sinn des leise geführten Gesprächs ihrer beiden Begleiter, denen der scheinbare Schlummer Lilis ein willkommenen Vorwand war, um in traulichem Beisammensein die zunächst erforderlichen Schritte zu einer bescheidenen Häuslichkeit und nothwendigen Erwerbquelle gemeinsam zu besprechen.

Nach etlichen Stunden leuchte die Maschine der Lokomotive donnernd in die große Halle. Lili und ihre Begleiter waren in London. Tom führte beide Frauen in ein ihm bekanntes Gasthaus milderer Gattung, woselbst er für ein Nachtlager bereits vorgesorgt hatte.

Die Wirthin, eine gutmüthige, behäbige Fleischerstochter, wußte auch Rath für eine Monatswohnung, da ihre Mutter zufällig einige Räume an Aftersparteien zu vermietthen wünschte, so daß Lili mit Esther bereits am nächsten Morgen in die rückwärtige Wohnung eines kleinen, engen Seitengäßchens überieselte.

Das an Reichthum und an eine mit ausermähltem Geschmacke elegant eingerichtete Umgebung gewöhnte Mädchen konnte sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren, als es die Schwelle eines an sich nicht kleinen Raumes betrat, dessen schreiende Malerei der Wände und dumpf moderner Kaltgeruch ihr einen Augenblick den Athem verschlug.

Tom hingegen dückte die Stube einem Paradiese gleich, dessen bunte Farbenpracht seinem ungehobelten Geschmacke gerade entsprach. Ihn beschäftigte weit mehr die Frage, ob sich der Luxus einer solchen Wohnung auf die Länge der Zeit würde erschwingen lassen, und während Esther mit emsiger Geschäftigkeit ihre Habseligkeiten ordnete, warf Lili schnell einige Worte an Percival Lester auf das Papier.

XXIX.

Wie schon früher erwähnt, gelangte dieser Brief, durch die etwas langsame Beförderung der Frau Warren, niemals

in die Hände Percival's. Die ausführliche Beschreibung ihres Wunsches, welche die alte Bäuerin als Antwort darauf folgen ließ, zerstörte Lili's letzte Hoffnung und warf ihren bereits erschöpften Körper auf das Krankenlager.

Lili's Zustand wurde bedenklich; es mußte der Doktor des Distrikts gerufen werden, der sich jedoch wegen einer kurzen Erholungsreise von einem jungen Mediziner vertreten ließ. Herr Pennington war eine hübsche, männliche Erscheinung und aus vornehmer Familie. Die an Bildung und Lebensstellung ihm ebenbürtige Patientin in dieser niedrigen Sphäre zu sehen erschien ihm ganz räthselhaft. Er fühlte sich darum klopft zu diesem einsamen Geschöpfe hingezogen und nahm sich ihrer Pflege mit warmem Eifer an. Trotzdem gelang es ihm erst nach Verlauf einer Woche, die nervöse Abspannung Lili's zu heben und sie so weit herzustellen, daß sie das Zimmer verlassen konnte.

Ihr erster Gedanke war, nochmals an Frau Warren zu schreiben und diese zu bitten, einen zweiten Versuch im Hause des General Lester zu wagen, um ihren Brief an Percival gelangen zu lassen. Wie bitter enttäuscht fühlte sich Lili, auch diesen Versuch scheitern zu sehen; sie mußte sich nun gar nicht Rath, nachdem Frau Warren den Aufenthalt des Generals als „unbekannt und verändert“ angab. Was sollte das bedeuten? Was war aus Percival und seinen Eltern geworden?

Als Herr Pennington seine Patientin wieder aufsuchte, fand er diese aufgeregter und merkte deutlich die Spuren von Thränen an ihren dunklen Wimpern. Es that ihm wehe, Lili so betrübt zu sehen, und er versuchte, sich ihr als Freund und Berather zu nähern, falls sie Vertrauen zu ihm fassen würde. Er setzte sich zu ihr auf das niedrige Sofa, ergriff ihre schmale Hand, um den Puls zu fühlen, und hielt dieselbe in seiner muskulösen Rechten zurück, indem er theilnehmend zu ihr sprach:

„Fräulein Wyniat. (Lili hatte, auf Anrathen Tom's um ihr Inognito besser zu wahren, den Familiennamen ihrer Mutter angenommen, auf den sie ein gewisses Recht zu haben vermeinte.) Ich fürchte, es drückt Sie irgend ein Kummer, eine Sorge, die ich Ihnen gerne abnehmen möchte, wenn Sie mir nur sagen wollten, was Sie schmerzt. Glauben Sie mir, ich fühle mit Ihnen, denn ich müßte ja blind sein, um nicht zu erkennen, daß Sie sich in einer falschen Lage und vielleicht auch verlassen, ohne Verwandte oder Freunde befinden.“

Ein Zucken der Unterlippe verrieth Lili's Erregung; langsam fiel eine Thräne nach der anderen über ihre blasser Wangen herab.

„Ihre Güte rührt mich tief,“ antwortete sie, „aber ich stehe doch nicht so verlassen da, als Sie glauben; Esther und Herr Warren sind mir treue Freunde,“ und sie versuchte matt zu lächeln.

„Sie können mich nicht täuschen, gnädiges Fräulein. Ich will ja gerne glauben, daß die Leute, mit denen Sie hier leben, gut und ehrlieh sind, aber ich meine mit dem

Worte „Freunde“ Jemanden aus Ihren Kreisen.“

„Ich will Sie auch nicht täuschen,“ entgegnete sie nach einem kurzen Zeitraum. „Sie waren für mich von so großer Güte und Aufopferung während meiner Krankheit, daß ich Ihnen gerne den Beweis meines großen Vertrauens geben möchte, wenn ich es dürfte. Es ist wahr, ich habe Sorgen, aber ich kann Sie Ihnen nicht mittheilen. Es werden ja auch für mich bessere Zeiten kommen und dann sollen Sie mich nicht mehr so niedergeschlagen und launenhaft finden, wie jetzt.“

„Ich wollte, diese Zeiten wären schon da. Fräulein Wyniat, ich hätte eine große Bitte an Sie — wollen Sie mir diese gewähren?“

„Wenn es meine geringen Kräfte nicht überschreitet, gewiß. Sie haben es wohl vor Allen um mich verdient.“

„Lassen Sie mich Ihr Freund sein.“

„Das ist eine Gunst, die Sie mir eher erweisen, als von mir fordern sollen, denn ich stehe mitterseelenallein in dieser Großstadt. Unsere Wege würden leider nur kurze Zeit neben einander laufen, da ich in wenigen Tagen London verlasse und kaum glaube, Sie jemals wieder zu sehen.“

„Das will ich nicht hoffen. Es wäre eine traurige Aussicht, Sie nicht mehr zu sehen.“

Die Besuche Pennington's waren die einzige angenehme Abwechslung in der monotonen, freudlosen Existenz des jungen Mädchens, seitdem sie in London weilte, und sie hätte denselben mit mehr Frohsinn entgegengesehen, wenn sie nicht immer dabei an die steigende Rechnung hätte denken müssen.

„Mir wäre es nicht minder leid um Ihr Kommen, doch fürchte ich, Sie bereits zu oft in Anspruch genommen zu haben,“ erwiderte sie offenherzig. „Ihre Zeit ist zu kostbar, ich bin ohnehin gezwungen, Ihre gütige Nachsicht noch eine kurze Weile in Anspruch nehmen, bis ich meiner Pflicht gegen Sie nachkommen kann; ich bin vorübergehend in etwas bedrängter Lage.“

„Liebes Fräulein Wyniat, ich habe das Glück gehabt, Sie dabei kennen zu lernen, und fühle mich reichlicher gelohnt, als Sie es beurtheilen können. So lange Sie in London weilen, müssen Sie mich als Ihren Freund und ärztlichen Berather annehmen; wenn Sie meiner bedürfen, werden Sie mich rufen lassen?“

Sein edles Benehmen, die Art und Weise seines Anerbietens waren so Vertrauen erweckend, daß Sie nicht zögerte, dasselbe anzunehmen. Es wäre ihr auch wirklich in dem Augenblicke nicht möglich gewesen, den Doktor zu bezahlen; das wenige Geld, welches sie zufällig bei sich hatte, war längst ausgegeben, ebenso, wie die paar Pfund, mit denen Tom die Reise nach London unternommen.

„Zunächst nehme ich Ihren Vorschlag mit Dank an,“ sagte sie lebenswürdig; aber ich muß Ihnen ein kleines Geheimniß sagen — ich bin verlobt, und wenn ich jetzt auch nicht in der Lage bin, meine

Schuld gegen Sie abzutragen, so wird mein künftiger Galte diese gerne übernehmen. Ihre Güte werde ich Ihnen nie ganz lohnen können, aber wer weiß, ob wir Drei nicht noch wahre Freunde sein werden.“

Herr Pennington wandte das Gesicht dem Fenster zu, um den Schatten der Enttäuschung auf seinen Zügen dem Mädchen zu verbergen. Seit längerem schon baute er im Geiste an dem Gebilde einer beschaulichen Häuslichkeit daß Lili nun unwissend zerriß. Sie nahm ihm seine schönsten Hoffnungen. Doch er kämpfte tapfer gegen sein bitteres Gefühl und gelobte sich, Lili nicht weniger in ihrer schwierigen Lage beistehen zu wollen, als bisher.

„Gut denn, Fräulein Wyniat, aber so lange Ihr Verlobter noch nicht hier ist, um für Sie Sorge zu tragen, müssen Sie mir dieses Amt übertragen. Wir haben uns doch näher kennen gelernt,“ fügte er freundlich hinzu, „Sie werden mich darum nicht mehr als Fremden betrachten.“

„Nein, das wäre unrecht und undankbar von mir,“ antwortete sie bereitwillig.

„So sagen Sie mir, womit ich Ihnen helfen kann.“

„Wenn Sie mir irgend eine Erwerbsquelle angeben könnten, würden Sie mir wohl einen großen Dienst dadurch erweisen,“ sprach sie mit großem Ernste und blickte Doktor Pennington mit ihren großen dunklen Augen fragend an.

„Sie wollen Arbeit suchen? Ihre zarte Natur ist wenig dazu geschaffen, mit der rauhen Wirklichkeit in Berührung zu kommen.“

„Ach nein, gewiß nicht. Es scheint Ihnen jetzt nur so, weil ich von der Krankheit noch angegriffen bin, aber Sie sollten mich erst sehen, wenn ich wieder vollständig hergestellt sein werde.“

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als Sie erst so weit zu sehen, Fräulein Wyniat,“ sagte er milde. „Weiß Ihr Auserwählter, daß Sie hier sind?“

Heiße Thränen brachen aus ihren Augen.

„Noch nicht,“ entgegnete sie. „Aber ich hoffe, er wird es bald erfahren. Ich habe heute etwas recht Unangenehmes erlebt — mein letzter Brief konnte nicht mehr zu ihm gelangen.“

„Nun, wenn er nur bald selbst kommt! Ich muß sagen, es wäre mir lieb, Sie glücklich und geborgen zu sehen, denn der Umgang dieser Leute ist nichts für Sie. Sie sind wohl aus der Dienerschaft Ihres elterlichen Hauses?“

Lili schüttelte ihren schönen Mädchenkopf.

„Heirathen ist für uns Beide nicht so leicht, als Sie vermuthen; ich bin noch nicht volljährig,“ fuhr sie vertraulich fort, „vielleicht kann ich mit Ihnen doch offen reden!“

„Das können Sie, mein Fräulein, ich werde kein Wort von dem, was Sie mir sagen, anderwärts verrathen.“

„Und Sie werden meine Bekanntschaft gegen Niemanden erwähnen?“

„Nein; ohne Ihre Erlaubniß gewiß nicht.“

„Ich danke Ihnen. So hören Sie denn. Ich muß noch drei Jahre warten, um heirathen zu können, da ich vor Kurzem erst achtzehn geworden, und bis dahin will ich mich selbst zu erhalten versuchen. Glauben Sie, daß ich das im Stande sein werde?“

„Haben Sie keine Eltern?“ frag er theilnehmend.

„Nein, ich habe Beide verloren,“ antwortete sie mit trauriger Miene.

„Verzeihen Sie, liebes Fräulein, wenn meine Frage Ihnen Schmerz bereitet hat, ich mußte es nicht. Aber wenn Sie allein stehen, sind Sie doch auch Ihre eigene Herrin! Ich verstehe deshalb nicht, weshalb Sie noch drei Jahre warten müssen.“

„Ich habe einen Vormund,“ sprach sie fast ängstlich und ihre erschrockenen Züge lehrten Pennington, daß hier die wunde Stelle war, an welcher das Mädchen heimlich litt.

„Ist er Ihnen gesetzlich bestellt? Nur dann stände ihm eine gewisse Autorität über Sie zu.“

„Er ist es; bitte sprechen wir nicht weiter von ihm! Ich möchte seine Existenz so viel wie möglich vergessen,“ sprach sie einbringlich.

„Weiß er, wo Sie jetzt sind?“

„Gott verhüte es!“ rief sie außer sich.

„Er könnte Sie ermitteln.“

„Das darf auf keinen Fall geschehen,“ fuhr sie heftig erregt fort. „Eher wollte ich mich in das tiefste Kellergewölbe Londons verbergen, als ihn wiedersehen. Er hat es dahin gebracht, daß ich diese Stellung hier einnehme. Aber nun fragen Sie mich auch nicht weiter, ich habe bereits zu viel gesagt, und wahren Sie mein Inkognito, wenn Sie mir wirklich freundlich gesinnt sind.“

„Was würde ich nicht thun, um Ihnen helfen zu können. Armes Mädchen, Sie haben ein schweres Loos gewählt, aber kommt nicht nach Regen Sonnenschein? Auch Ihre Lage wird sich ändern, und glücklich Derjenige, der Ihnen ein freudiges Dasein bereiten darf; er wird von Manchen darum beneidet werden.“

„Ja, wir werden mit einander glücklich sein,“ antwortete sie; wie von künftigen Sonnenstrahlen erhellt, verklärten sich ihre noch soeben matten Züge. „Sie werden sich gewiß mit ihm befreunden und er wird Ihnen unendlich dankbar für Ihre mir erwiesene Güte sein.“

„Ihre Willen werde ich auch ihm wohl gesinnt sein. Nun muß ich aber gehen. Nehmen Sie die Tropfen bis morgen weiter, gegen Mittag komme ich wieder nachsehen. Vielleicht schreibe ich etwas Anderes vor.“

„Und wie steht es mit meinem Arbeitsprojekt? Können Sie mir da einen Rath geben?“

„Ich werde ernstlich darüber nachdenken. Haben Sie in irgend etwas eine besondere Fähigkeit erreicht, Fräulein Wyniat?“

„Ich kann Klavier spielen und singen,“ antwortete sie erröthend.

„Könnten Sie Musik-Unterricht geben?“

„Ach, ich fürchte kaum. Wer würde auch ein achtzehnjähriges Mädchen dazu nehmen.“

„So versuchen Sie in einem Konzerte mitzuwirken?“

„Wo denken Sie hin, Herr Pennington, ich würde vor Aufregung keinen Ton hervorbringen; außerdem könnte ich erkannt werden.“

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als im Hause etwas zu arbeiten,“ sagte er lächelnd.

„Sie haben gewiß eine geschickte Hand zu allerlei Phantasie-Arbeiten oder — vielleicht malen Sie?“

„Ja, Ja!“ antwortete sie schnell, denn der Wuth begann ihr bereits, bei der geringen Verwendung, die ihre Talente zu finden schienen, allmählig zu sinken.

„Gut denn, sobald Ihre Gesundheit es gestattet, werde ich Ihnen einige Bestellungen verschaffen,“ sagte er freundlich und beschloß, heimlich selbst ein paar leichte Handarbeiten bei ihr zu bestellen.

„Wirklich! So wird es also wirklich gehen?“ rief sie ein- über das anderemal in kindischer Freude über diese unerwartete Wendung ihrer schwindenden Hoffnungen aus. „Ich habe noch gerade genug, meine Schulden hier zu zahlen, und muß nun ernstlich daran gehen, weiter für mich zu sorgen.“

„Würden Sie nicht einen kleinen Vorschuß von mir annehmen, liebes Fräulein,“ sprach Pennington und erröthete wie ein Schulknabe bei seinen wohlwollenden Worten.

„Nein, lieber Doktor, Sorgen trübt die Reinheit der Freundschaft, heißt es in einem Shakespeare'schen Stücke. Erst will ich mein Glück in der Arbeit versuchen; Sie versprechen mir doch das zu vermitteln.“

„Was ich versprochen, will ich auch halten,“ entgegnete er mit seinem Lächeln. „Also auf morgen. Wo sind denn aber heute Ihre Leute?“

„Das ist ein zweites Geheimniß,“ antwortete sie schelmisch, „doch will ich Ihnen es gerne sagen. Esther und Herr Warren wollen die nächsten Tage heirathen, und da haben sie noch verschiedene Gänge vorher zu machen.“

„Da sieh mal! Einer diesen Burschen an, aber er gefällt mir ganz gut, und ebenso das Mädchen. Ich werde ihm eine Uhr als Hochzeitsgeschenk machen, damit er Sie künftig nicht mehr stundenlang allein läßt.“ Mit diesem kleinen Scherz verließ er schnell die einfache, aber rein gehaltene Stube.

XXX.

Alle Wege und Stege waren mit Schnee bedeckt, und wenn die Sonne die grauen Wolkenschichten durchbrach, so erglänzten, von ihren schrägen Strahlen warm umhaucht, Bäume und Sträucher in Myriaden krystallener Funken. Es schien, als wolle sie noch einmal das unaufhaltsame langsame Absterben der Natur mit ihrem goldenen Glanze zurückbannen, da ballte der scharfe Ost die dunklen Massen am Himmelsgewölbe wieder zusammen, die Sonne erblich und weiße Flocken, vom Winde getrieben,

bedeckten von Neuem das weisse Laub der Erde.

Es war Weihnachten; die Glocken erklangen in ihren feierlichen Klängen weit in das Land hinein, von der frühlichen Dorffugend mit jubelnder Stimme begleitet.

Percival gönnte den Menschen die Freude des schönen Festes, wengleich sein schwerbeladenes Herz in den Gesang nicht einstimmen konnte. Alle Erinnerungen tauchten in seinem Geiste wieder auf. Wie oft hatte er diese Tage mit dem Mädchen verbracht, daß er so unaussprechlich liebte; es war ein Traum gewesen. Vorüber all' die Seligkeit erwiederter Liebe, allein mit seinen zehrenden Gedanken trat er das schöne erhebende Fest an, ihm blieb kein Trosteswort von ihren Lippen, deren Küß: ihm einstmal's Seligkeit versprochen und nun — öde; liebeleer war sein Dasein. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner müden Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Wilhelmshöhe.

Historischer Rückblick von Ernst Moritz.
(Nachdruck verboten.)

Die deutsche Kaiserin weilt mit ihren Kindern während der Sommermonate mit Vorliebe auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel. Auch während des diesjährigen August hatte das Schloß wieder kaiserlichen Besuch erhalten. Dasselbe ist der Beachtung, welche ihm geschenkt wird, in vollstem Maße werth, ist es doch eines der schönsten Schlösser, welche Deutschland aufzuweisen hat, wenn nicht das schönste überhaupt.

Die Geschichte des Schlosses reicht zurück bis in die sagenhafte Vorzeit; mit Sicherheit ist nur festzustellen, daß im Jahre 1143 auf dem Weissenstein (Witzenstein) ein Kloster begründet wurde, dessen Weihe zwei Jahre später erfolgte. Nach Einführung der Reformation in Hessen (1526) verließen die Nonnen das Kloster, das allmählig in Verfall gerieth. Landgraf Moritz, der etwa 70 Jahre später zur Regierung gelangte, wurde durch einen Zufall auf die landschaftlichen Schönheiten dieses herrlichen Fleckchens Erde aufmerksam. Dieselben begeisterten ihn derart, daß er beschloß, hier eine Sommerresidenz sich zu erbauen. Am 25. Juni 1606 wurde der Grundstein zu einem Schloß gelegt, das aus einem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln bestand. Der Landgraf verweilte viel und gern in der Villa Maurittiana; nach seinem Tode aber kümmerte sich niemand mehr um dieselbe, sodaß sie mehr und mehr unwohlich wurde.

Da gelangte 1677 Landgraf Karl auf den Thron, welchen die Wittwelt als hervorragenden Kunstfreund pries, den die Nachwelt aber als jenen Fürsten kennt, der seine Landeskinder als „Kanonenfutter“ an das Ausland verkaufte. Dieser faßte den Plan zu jenen Anlagen, die wir noch heute als „Wilhelmshöhe“ bewundern. Es ist wahrscheinlich, daß eine Reise, welche der Landgraf nach dem Wunderland Italien unternommen hatte, in ihm die

Idee reifen ließ, möglich ist aber auch, daß der italienische Baumeister Gueneri diesen Plan erst entworfen hat und ihn dann dem Landgrafen derart herrlich auszumalen verstand, daß dieser zur Ausführung seine Zustimmung erteilte. In dem immerhin kurzen Zeitraum von 14 Jahren schuf der Italiener die Wasserfälle, die Grotte, das Oktogon, die Pyramide, die Fontaine u. s. w. Als im Juni 1714 die Kastaden zum erstenmale brausend die Felsen hinabschäumten, vermochten sich die Bewohner Kassels, welche in hellen Haufen herbeigeströmt waren, vor Erstaunen kaum zu fassen. Der Landgraf war hochbefriedigt: er war ganz versunken in dem Anblick der Kastaden, bis schließlich sein Blick auf der Pyramide haften blieb. Da schien es ihm denn, als ob dieselbe eines würdigen Abschlusses bedürfe. Er holte die Ansicht seiner Söhne ein und befragte schließlich auch den Kronprinzen. Hier kam es dann zu einer Szene, die Emilie Weppler in ihrer Geschichte der Wilhelmshöhe folgendermaßen schildert:

„Der Kronprinz blickte empor, sein düsterer Blick weilte einen Moment auf dem vor Freude leicht gerötheten Antlitz seines Vaters, dann richtete er ihn hinauf zu der Stelle, die ihm jener bezeichnet, ein Seufzer des Unmuths hob seine Brust, krampfhaft preßte er die Rippen zusammen und unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „Am besten scheint mir ein Galgen dort oben hinzupassen, an dem der Erbauer es hängen könnte, daß er Werke ins Dasein gerufen, an dem so viele Thränen des Volkes hängen.“ Alle Umstehenden, selbst die Landgräfin, erblickten bei diesen Worten, der Landgraf aber gerieth in so heftigen Zorn, daß er, ohne auf die Gegenwart seiner Hofleute zu achten, dem Prinzen eine Ohrfeige versetzte.“

Dieser Schlag trennte Vater und Sohn für immer, der letztere begab sich nach Schweden, wo er die beste Aufnahme fand.

Der Landgraf aber grübelte noch weiter darüber, was und wer wohl die Spitze der Pyramide krönen sollte. Endlich entschloß er sich, dort oben die Statue des sarenischen Herkules*) aufzurichten zu lassen. Dieselbe in Stein auszuführen, erwies sich sehr bald als unmöglich, sodas der Vorschlag des Kasseler Hofkupferschmiedes Küpper, die Statue aus Kupfer zu verfertigen, Annahme fand. Drei Jahre brauchte der Schmied zur Vollendung, er lieferte aber auch eine Arbeit, die ihm ein Andenken sichert auf — wir wollen uns vulgär ausdrücken — ewige Zeiten. Wer heute in den Weinen des Kupfer-Niesen auf Treppen und Leitern sich emporarbeitet, wer in der „Keule“ sitzt und aus dieser schwindelnden Höhe die unvergleichliche Aussicht genießt, der muß dem welland Hofkupferschmied einen Tribut der Bewunderung zahlen.

Die Herrscher auf dem Throne Hessens nahmen nach dem Tode des eigentlichen Schöpfers von Wilhelmshöhe († 20. März 1730) mehr oder weniger Antheil an der

Weiterentwicklung ihrer Sommerresidenz. Nachdem einmal der Grundplan ausgeführt war, galt es nur noch, Verbesserungen und Ergänzungen hinzuzufügen. Es ist hier nicht der Platz, die oft sehr merkwürdigen Wandlungen in politischen und namentlich religiösen Dingen zu erörtern, welchen sich die das folgende Jahrhundert in Hessen regierenden Fürsten zu unterziehen belieben — jeder einzelne aber ließ auf dem „Weissenstein“ etwas Neues erbauen.

Kurfürst Wilhelm I. machte im Jahre 1787 mit den meisten der kleinen oder kleinsten Bauten reinen Tisch, er ließ das Lustschloß mit seinen Anhängeln niederreißen und durch den Baumeister Du Ry in der Form neu errichten, wie es uns in dem südwestlichen Flügel noch heute vor Augen tritt.

Noch suchten die Kasseler Erholung in dem prachtvollen Park von Wilhelmshöhe, noch feierte man im Schloß glänzende Feste, noch erquickte man sich an dem Wasserstand der herrlichen Kastaden — da brausten die französische Bataillone über Deutschland dahin und der ländergerige Korse schuf mit einem Federstrich ein „Königreich Westfalen“ und einen „König Jerome.“ Der Kurfürst von Hessen löste seine Regimenter auf und verließ am 1. November 1806 das Land. Nun kam der französische Import, Jerome, der König „immer lustig.“ Am 1. Dezember hatte er par ordre du mufti die Prinzessin Katharina von Württemberg geheirathet, am 8. Dezember hielt er seinen Einzug auf Wilhelmshöhe, zwei Tage später in Kassel. Aus der Wilhelmshöhe wurde die Napoleonshöhe.“

Jerome brachte nebst dem Troß seiner Beamten viel Geld ins Land. Er war ein Leichtfuß, ein Saufwind, ein Schlemmer, ein Gemüthlich, ein frivoler Lebemann. Die Ideen seines Bruders hat er sicher nie begriffen, vielleicht auch gar nicht begreifen wollen. Ein uns vorliegender Stich zeigt uns einen Jüngling mit so harmlosem Angesicht, als ob er kein Wasserlein trüben könnte. Haar und Backenbärtchen à la Gigerl sträubt, ein Paar lustig blickende Augen, scharf geschnittenen Mund, lange Nase, Grübchen im Kinn. Das Ganze ist in eine goldstropfende Uniform mit unglaublich hohem Kragen gesteckt und mit Ordensbändern umhangen. So war der „König“ fertig.

Und wie der auf Napoleonshöhe lebte! Was gab's da für Ueberraschungen, welche Feste wurden da gefeiert. Wenn die Mauern des Schlosses, der Löwenburg oder die Gestade der Roseninsel erzählen könnten! Es war ein tolles Leben. Lange dauerte die Herrlichkeit indeß nicht; als der Herbst des Jahres 1812 kam, begann des Westfalen Königs Thron zu wanken. Das Geld war knapp, aus dem Lande ließ sich nichts mehr herauspressen, dazu hatte den kaiserlichen Bruder das Schlachten-glück vollständig im Stich gelassen. Noch ehe die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, war Jerome aus Kassel verdrängt, und

aus der Napoleonshöhe war wieder die Wilhelmshöhe geworden.

Bald kehrte denn auch der Kurfürst in sein Land zurück. Er hatte in der Leidenszeit nichts vergessen, aber auch nichts hinzugelernt. Wir registrieren hier als Charakteristikum folgende Episode: „Es war am 21. November, als das ganze Personal der Gärtnerei zum Empfang des Kurfürsten sich versammelt hatte. Dieser grüßte huldvoll, ging aber dann zum Hofgärtner, den er barsch ansuhr: „Um Himmelswillen, Mann, Ihr habt ja keinen Zopf mehr, wo habt Ihr Euren Zopf gelassen?“ — Der Amtmann schickte sich an, eine feierliche Begrüßungsrede vom Stapel zu lassen, aber der Kurfürst stieß mit seinem Stock auf den Boden und fuhr auf den Unglücklichen los: „Schweig er mir still mit dem Zeug da, hat auch seinen ehrlichen Zopf abgesehritten, auch so ein Franzose geworden!“ Da raffte sich der Beamte auf! „Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ stammelte er, „es ist Mode; kein Mensch, wenn er auch der treueste Hesse ist, trägt einen Zopf mehr.“ „Ach was, Mode,“ erwiderte der Fürst noch erregter, „die schlechten Moden haben die Franzosen mit ins Land gebracht. Im Zopfe sitzt die Treue und die Ehrlichkeit, und wer seinen Zopf abschneidet, ist auch kein treuer Hesse mehr.“

Und wirklich kam für die treuen Hessen noch eine Zeit, in welcher die „oberen Zehntausend“ Perrücken und Zöpfe trugen. Aber die Zopfgeschichte dauerte nicht lange, selbst der Hesse vernachte nicht mehr „blind“ zu sein gegen die Fortschritte der Zeit. Als man am 14. März 1821 den Kurfürst zu Grabe trug, gab es nur noch wenig Zöpfe bei den Zivilisten Hessens, und als Wilhelm II. den Thron bestieg, mußte auch das Militär zur Schere greifen: die abgeschrittenen Zöpfe bevölkerten die Fulda, als ob Aale zu den Laichplätzen ziehen wollten . . .

Wilhelm II. war ein glücklicher Monarch, er herrschte über ein geduldiges Volk, er lebte auf seiner Wilhelmshöhe sehr glücklich, aber weniger glücklich in seiner Familie. Als das Revolutionsjahr 180 kam, versteineten sich die Hessen auf eine Konstitution, der Kurfürst hatte gegen dies Verlangen nichts einzuwenden, die Verhandlungen nahmen den besten Verlauf, da erschien eine „Dame“ wieder in Kassel, eine „Freundin“ des Fürsten, welche die Kasseler tief haßten und welcher sie das Bewußtsein in der fürstlichen Familie zuschrieben. Die „Dame“ installierte sich in Wilhelmshöhe, der Fürst folgte ihr dorthin — und deshalb gab's dann die „Revolution.“ Das Volk erzwang die Entfernung dieser Gräfin Reichenbach; damit aber war der Stolz des Fürsten aufs tiefste verletzt: auch er wandte seinem Lande den Rücken und war trotz aller späteren Bitten der Bürger nicht zu bewegen, nochmals nach seiner trauten Wilhelmshöhe zurückzukehren. 1847 starb er in Frankfurt a. M.; sein Sohn Friedrich I. wurde sein Nachfolger.

Auch er verlebte schöne Tage auf Wilhelmshöhe, bis das „düstere, verhäng-

*) Im Volksmund der „große Christof.“

nischvolle Jahr 1866" kam. Am 19. Juni besetzten preussische Truppen die Stadt und das Schloß. Am Abend des 23. mußte der kriegsgefangene Fürst die Reise nach Stettin antreten. Kurz vor der Abreise erließ er noch eine Proklamation (gedruckt in der Wallenhausdruckerei in Harau), deren Wortlaut als geschichtliches Dokument hier Platz finden möge:

„An mein treues Volk!

Im Begriff, in die über mich verhängte Kriegsgefangenschaft ins Ausland abgeführt zu werden, ist es meinem landesväterlichen Herzen Bedürfnis, meinen treuen Unterthanen noch diesen Scheidegruß zuzurufen. Möge der allmächtige Gott mein Volk in seinen Schutz nehmen und die gegenwärtige, über dasselbe, sowie über mich selbst und mein Haus verhängte Trübsal mir und meinem Volke zur Läuterung und zum Frieden dienen lassen. Zugleich richte ich, indem ich jetzt das Land meiner Väter zu verlassen genöthigt werde, an alle, in den dormalen okkupierten Landestheilen bestellten Beamten und Diener die Anforderung, die ihren bisherigen Amtsverhältnissen entsprechenden Funktionen, auf Grund ihres bestehenden Dienstes und vorbehaltlich der mir zu bewahrenden Unterthanentreue, fortzuführen, als wodurch unter allen Umständen dem wahren Landesrecht am besten entsprochen und gleichzeitig allen etwaigen Gewissensbedrängnissen vorgebeugt wird. — Gott schenke uns allen bald wieder bessere Tage. Gegeben Wilhelmshöhe am 23. Juli 1866.

Friedrich Wilhelm.“

Ueber fünf Jahre war Schloß Wilhelmshöhe verweist, — bis am 5. September 1870 der heftige Kriegsgefangene von einem französischen Leibesgefährten abgelöst wurde. Der Kaiser, oder vielmehr schon der Kaiser Napoleon III. traf Abends 10 Uhr als Gefangener der Deutschen auf dem Schloß ein, in welchem zu Beginn des Jahrhunderts sein übermüthiger lustiger Oheim die prunkvollsten Tage verlebte hatte. Die Vertreter der preussischen Behörden empfingen Napoleon, die als Wache kommandierte Kompagnie Soldaten erwies ihm die üblichen Ehrenbezeugungen. Der Kaiser war u. a. begleitet von den Prinzen Murat und Ney von der Moskwa, dem General Meilly, dem Leibarzt Dr. Keller. Bis zum März 1871 verblieb Napoleon auf Wilhelmshöhe, wo ihm nur wenig frohe Stunden beschieden waren, zumal sein altes Leiden sich sehr oft in der schmerzhaftesten Weise bemerkbar machte. Am 9. Januar 1873 erlag er demselben in Ghislehurst . . .

Heute ist wieder heiterer Frohsinn eingezo-gen in dem historischen Park des alten Hessenschlosses. Es spielt sich da oben ein echt deutsches, trauliches Familienleben ab, wie es in den besten Zeiten der hessischen Fürsten dort wohl auch geherreicht haben mag. Die Familie unseres Kaisers fühlt sich wohl in dem schattigen Park, in dem geräumigen Schloß, an den prächtigen Wasserkünsteln, und die loyalen Bewohner der Stadt Kassel bringen heute ihre

Ovationen dem Kaiserpaar ebenso herzlich dar, wie es ihre Vorfahren gethan haben, als Landgraf Karl sie einlad zur Besichtigung des „großen Christoph,“ über welchen all die Stürme der Jahrhunderte dahingebraust sind, ohne daß dem Werk des Meister Rüpper Schaden geschehen ist.

Das beste und billigste Desinfektionsmittel.

Von Dr. Otto Gottlieb.
(Nachdruck verboten.)

Bazillen hier, Bazillen dort,
Bazillen aller Gatt!
Wie scheuche ich sie von mir fort,
Wo soll ich mich verstecken?

Solch ein Stoßseufzer entringt sich einem unwillkürlich, wenn man immer mal wieder eine jener grusligen Schilderungen liest, in denen mit wahren Salgenhumor die Millionen von Arten und die Billionen von Exemplaren der kleinsten Lebewesen (Bazillen, Bakterien, Mikroorganismen) aufgezählt werden, welche uns überall lauernd umgeben und unsere Gesundheit zu zerstören trachten. Theoretisch freilich entspringt dies auch der Wirksamkeit; denn alle jene Bakterien, welche beim Menschen Schwindsucht, Diphtheritis, Milzbrand, Lungenentzündung, Typhus u. s. w. erzeugen können, sind fast stets und überall in größerer oder geringerer Menge in Luft, Wasser und Erde vorhanden. Aber die praktische Erfahrung, die tatsächlichen Verhältnisse widersprechen dem vollkommen, da doch stets nur ein kleiner Bruchtheil der Menschen von jenen Krankheiten befallen wird. Jeder Liebhaber und Züchter von Pflanzen und Blumen weiß nun, daß in allgemeinen nur solche Pflanzen dem Ungeziefer, Mehlthau und anderen Schädlichkeiten zum Opfer fallen, welche schon an und für sich schwächlich und kränklich waren oder in schlechtem Boden oder schlechter Pflege sich befanden. Ebenso verhält es sich mit unserem Körper. Wer seinen Körper Winter und Sommer stärkt und kräftigt und ihm eine naturgemäße, den hygienischen Forderungen entsprechende Pflege angedeihen läßt dem werden die Bakterien fast nie Schaden an Leib und Leben zufügen können; denn ganz gesundes Blut besitzt in sich die Kräfte und auch gewisse Stoffe, welche jenen Mikroorganismen beim Eindringen in den Körper sehr schnell den Untergang bereiten. Nun können aber bekanntlich auch kräftige, auf's beste gepflegte Pflanzen bisweilen in solchem Uebermaße von schädigenden Einflüssen heimgesucht werden, daß sie doch schließlich erliegen müssen. Auch den Menschen können die Bakterien, namentlich zur Zeit der Epidemien, in solcher Menge überfallen, daß es höchst leichtsinnig wäre, mäßig zuzuschauen und nicht irgend welche Maßregeln dagegen anzuwenden. Da muß man denn die praktischen Ergebnisse der medizinischen Wissenschaft zu Rathe ziehen. Es giebt nämlich, wie bekannt, gewisse Mittel, welche die bei Krankheiten in Betracht kommenden Ansteckungsreger (Insektionsreger) tödten, und daher Desin-

fectionsmittel genannt werden. Wenn z. B. in einer Familie Diphtheritis herrscht, so ist es durchaus nothwendig, daß während der Krankheit die Angehörigen, sobald sie aus dem Krankenzimmer kommen und mit anderen Leuten in Verkehr treten, sich jedesmal desinfizieren, d. h. die an Händen, Kleidern u. s. w. haftenden Bakterien tödten, damit die Krankheit nicht in andere Familien verschleppt wird. Und nach der Krankheit müssen auch alle Gegenstände, welche sich im Krankenzimmer befanden, wie Betten, Kleider, Teppiche, Möbel, gehörig desinfiziert werden, sonst würde über kurz oder lang ein neuer Diphtheritisanfall ausbrechen. Um nun die Gegenstände zu desinfizieren, ist man auf gasige, chemisch wirkende Mittel angewiesen, oder man wäscht und besprengt sie mit gewissen Flüssigkeiten, wie Karbol und Sublimat. Diese Substanzen wirken aber oft schädigend auf die Gegenstände oder verbreiten einen unangenehmen, intensiven Geruch, und bringen dabei häufig gar nicht tief genug in die Stoffe ein.

In neuester Zeit ist nun darauf hingewiesen und durch Versuche auch bewiesen, daß wir in der Bestrahlung durch die Sonne ein sehr wirksames Mittel zur Abtödtung der Bakterien haben. Im Volke herrscht schon von Alters her der Brauch, Kleider und Betten, besonders von Kranken und Verstorbenen, zu sonnen. Freilich geschieht dies wohl in dem Gedanken, dadurch das Lüften zu befördern und schlechte Gerüche schneller zu entfernen. Dies wird auch ganz unzweifelhaft erreicht, wie ein einfacher Versuch beweist: Füllt man zwei Glasflaschen in ganz gleicher Weise mit fauligen Gasen, und stellt die eine in's Sonnenlicht und die andere in's Dunkel, so wird bei der ersteren der unangenehme, widerlich dumpfe Geruch bald verschwinden, während er bei der letzteren sich eher vermehrt als vermindert. Aber die wirklich desinfizierende Kraft der Sonne ist erst ganz neuerdings von Professor von Es-march in Kiel durch zahlreiche Untersuchungen bewiesen worden. Er infizierte Kleider, Betten, Felle, Möbel, Wäsche und dergl. mit den verschiedensten Krankheitsregern, setzte sie den Sonnenstrahlen aus und untersuchte dann ungesähr alle Stunden, ob und wieviel Bakterien noch vorhanden waren. Die Resultate erwiesen sich als überaus günstig. Namentlich die Kolerabazillen wurden nicht an der Oberfläche, sondern auch in den tieferen Schichten der Betten u. s. w. sehr schnell durch die Sonne getödtet. Ebenfalls vernichtend, wenn auch erst nach längerer Zeit, wirkt die Bestrahlung auf die Bakterien des Typhus, Milzbrand, der Lungenentzündung, Schwindsucht und anderer Infektionskrankheiten. Demnach besitzen wir in der Besonnung das beste und billigste, weil kostenlose, Desinfektionsmittel.

Für die Praxis des täglichen Lebens ist dies natürlich von großer Bedeutung. Denn da, wie oben schon erwähnt, fast stets und überall Krankheitsreger sich vorfinden, so muß man alle Gegenstände, welche mit unserem Körper in nähere Berührung

Kommen, wie Betten, Kleider und Wäsche, öfters mehrere Stunden hindurch den Sonnenstrahlen aussetzen. Dadurch werden die wenigen anhaftenden Bakterien jedesmal getödtet. können sich also nicht so leicht zu solchem Uebermaße vermehren, daß der Mensch ihnen erliegen muß. Ueberhaupt sind die Schlafzimmer stets einer möglichst ausgiebigen Besonnung auszusetzen und nicht etwa durch dicke Vorhänge in dunstige Grabgewölbe zu verwandeln. Auch wird man gut thun, Kamm, Bürste, Zahnbürste, Handtuch, Waschlappen oder Schwamm nach jedem Gebrauche auf das Fensterbrett oder an andere sonnenbeschienene Plätze zu legen, weil dadurch nicht nur der feuchte, muffige Geruch alsbald entfernt, sondern auch den Bakterien ein sehr günstiger Ansiedelungs- und Nährboden entzogen wird. Wenn man eine mehrstündige Besonnung als Desinfektionsmittel häufiger anwendet, dann wird es nicht mehr so oft als bisher vorkommen, daß in der Familie eine ansteckende Krankheit ganz plötzlich, auf schier unerklärliche Weise auftritt.

Mordgesellen im Pflanzenreich.

Von Robert Sabs-Brandau.

(Nachdruck verboten.)

Es ist sonderbar, aber nichts desto weniger Thatsache: die große Anzahl der Gebildeten schöpft ihre Kenntniss des Pflanzenlebens nicht aus der Natur, sondern aus den Schilderungen der Poeten. Gerade in Hinsicht der Botanik aber sind die neueren Dichter die ärgsten Windbeutel, die die Welt je gesehen hat. Daß sie sich nicht an den Blüthkalender kehren, sondern gelegentlich Lilien und Jüngelgeliebter oder Veilchen und Nelken sich zu gleicher Zeit erschließen lassen, mag noch hingehen. Bedenklicher erscheint es schon, wenn z. B. Matthiesson einen Frühlingshain beschreibt,

„An Veilchen reich, wie Attikas Gefilde,“ während es draußen im lieben Attika überhaupt keine Veilchen giebt, und als gelinde haarsträubend darf es gelten, wenn Ferdinand Freiligrath in seiner „Blumenraube“ den Blumenduft unzweideutig mit dem Kloroform verwechselt, oder wenn Karl Bleibtreu ein spritzendes Blatt von der Mittagsglut „gebadet“, vom Tau „umwoben“ und vom Mond „gefängt“ (!) werden läßt, und was dergleichen poetische Lizenzen mehr sind. Doch sogar diese und ähnliche Schmeißen sollten mit Freuden verziehen sein, wenn die Herren Poeten nur nicht die unverbesserlichen Apostel jener schiefen und oberflächlichen Weltanschauung wären, die von Lastern und Verbrechen in der Pflanzenwelt nichts wissen will, sondern in „der Flora lieblichen Kindern“ nichts als Ideale der Unschuld und Musterbilder der Harmlosigkeit erblickt.

Und doch könnte jeder Bauer diese Auffassung richtig stellen. Der Bauer weiß, welch unbarmherziger Kampf ums Dasein jahrein, jahraus auf seinen Aeckern wüthet, und wie oft seine Nutzpflanzen

dabei den kürzeren ziehen würden, wenn er ihnen nicht fortwährend als Deus ex machina mit Hand und Hacke zu Hilfe käme. Deshalb lächelt er auch über die sentimentale Predigt der Poeten und faßt sein Glaubensbekenntniß kurz und bündig zu dem Satze zusammen: „Taugenichts giebt's überall, und nicht am wenigsten auf Acker und Lager.“

Die Wissenschaft hat diesen Satz seit langem ohne Rückhalt unterschrieben, und zwar nicht bloß im Hinblick auf das sogenannte „Unkraut“, den Ackersack, die Quecke, die Rosatenblume (*Senecio vernalis*) und andere Raubgesellen, die ihren Wittgemäßen das tägliche Brod unter der Hand oder vielmehr unter den Wurzeln wegnehmen, auch nicht der Flachseide und des Baumwürgers halber, die ihre Nächstten als Fußschmel für ihr eigenes Emporkommen benutzen und dann in mörderischer Umarmung ersticken und erdrücken, sondern vornehmlich jener abgeseimten Burschen wegen, die aus Gier nach animalischer Kost sich im Laufe der Jahrtausende eine geradezu bewunderungswürdige Fertigkeit im Meuchelmorde angeeignet haben, und die man in der Neuzeit nach dem Vorgange Darwins kurzweg als „insektenfressende“ oder auch „fleischfressende Pflanzen“ bezeichnet.

Die erste Kunde von einem solchen vegetabilischen Gurgelschneider erhielt die gelehrte Welt im Jahre 1768. Damals übersandte der englische Naturforscher Ellis an Linné das erste Exemplar der Venus-Fliegenfalle, das er selber von dem Amerikaner Peter Collinson, dieser aber von dem Forschungsreisenden John Bertram erhalten hatte. An der eingelegten Pflanze war freilich nichts Besonderes zu sehen. Sie präsentirte sich als ein einfaches Kraut mit wurzelständigen Blättern, die eine regelrechte Rosette um den schlanken Blüthenschaft bildeten, und deren jedes durch den Mittelner in zwei einander entsprechende Lappen getheilt wurde, die am Rande mit steifen, fast dornharten Borsten besetzt waren. Ellis aber machte noch auf die feinen, röthlichen Drüsen, sowie ganz besonders auf drei mit bloßem Auge kaum erkennbare Stifte oder Fäden auf der Oberseite jedes der beiden Blattlappen aufmerksam und lieferte zugleich eine Beschreibung der Lebensgewohnheiten des merkwürdigen Gewächses. Danach lagen die Blätter für gewöhnlich flach auf dem Boden ausgebreitet, sobald aber irgend ein Insekt, durch den von den röthlichen Drüsen abgesonderten Saft verlockt, die Oberfläche eines der beiden Lappen berührte, klappte das betreffende Blatt augenblicklich in der Weise zusammen, daß der Mittelner das Scharnier bildete, während gleichzeitig die erwähnten drei Stifte dem zubringlichen Näscher in den Leib drangen und ihn auf diese Weise gleichsam mit Dolchstichen tödteten. Ellis schilderte also die Fliegenfalle als eine Art „eiserner Jungfrau“, wie sie sich (freilich ohne alle historische Grundlage!) die Phantastie der Romanschreiber und Schaubudenbesitzer der Neuzeit konstruirt

hat, und der vielerfahrene Linné war von dem mitgetheilten so überrascht, daß er ohne weiteres den von Ellis vorgeschlagenen Namen *Dionaea* (Gottgeborene, ein Beinamen der Venus) für dies miraculum naturae akzeptierte. Bei alledem aber nahm er Anstand, dem obigen Bericht in allen Punkten Glauben beizumessen. Daß eine Pflanze gewerksmäßig Wegelagerer treibe und sich zu diesem Zwecke ein halbes Duzend automatischer Mördergruben von ganz vorzüglicher Konstruktion halte, schien ihm reinweg undenkbar, und so stellte er nun seinerseits die Sache so dar, als ob das Blatt sich wieder öffne und den Gefangenen ungekränkt und unbeschädigt entlasse, sobald dieser aus Erschöpfung seine Bewegungen einstelle und die Blattfläche nicht weiter reize.

Diese irrige Darstellung blieb ein volles Jahrhundert unangefochten. Zwar hatte schon um 1018 der englische Gärtner Knight festgestellt, daß seine Streifen rohen Rindfleischs, von Zeit zu Zeit auf eins der Blätter gelegt, das Wachsthum der *Dionaea* wesentlich förderten, und 1834 theilte der Amerikaner Curtis mit, daß er die von der Fliegenfalle eingefangenen Insekten immer mehr oder weniger durch den erwähnten Drüsenast zersezt gefunden habe; man war jedoch damals noch viel zu sehr in den Schematismus verrannt, um diese Beachtungen richtig würdigen zu können. Eine Pflanze, die Insekten nicht bloß fing, sondern auch tödtete und verzehrte — das erschien als der Gipfel aller Unvernunft! Erst 1868 gab der Botaniker W. W. Canby zu Wilmington in Nord-Karolina, dem Hauptorte inmitten des ziemlich beschränkten Verbreitungsgebietes der Fliegenfalle, erschöpfenden Aufschluß über das Verfahren und Gefahren der sonderbaren Pflanze. Nach Canbys Darstellung, die sich auf jahrelange Beobachtungen stützt, sind die drei kleinen Stifte keineswegs Stilette, wie Ellis meinte, sondern sie stellen die Federn dieses kunstvollen Mechanismus dar, deren leiseste Berührung die lebendige Falle augenblicklich und zwar in der Weise zuschlagen läßt, daß zunächst die steifen Randborsten der beiden Blatthälften wie die Zähne eines Fuchseisens in einander greifen und dem eingeschlossnen Insekt, (falls es nicht gar zu winzig ist) jedes Entrinnen unmöglich machen. Alsdann aber beginnen die Blattlappen sich zuerst an den Rändern und dann allmählich in ihrer ganzen Ausdehnung so dicht aneinander zu schließen, daß das Opfer sich schließlich als rundliche Ausbauchung auf der Außenseite des Blattes abzeichnet. Das unglückliche Insekt wird also nach allen Regeln der Kunst zerquetscht, und sobald dies vollbracht ist, beginnt das Geschäft der Verdauung. Die kleinen röthlichen Drüsen auf der oberen, jetzt nach innen gekehrten Seite der beiden Blatthälften sondern nunmehr einen säuerlichen Saft ab, der gleich dem thierischen Magensaft zersezend auf die Textur des eingeschlossnen Bissens einwirkt; haben sie aber diese Aufgabe bewältigt und sind alle Eiweißverbindungen gelöst, so ver-

wandeln sie ihre absondernde in eine aufsaugende Thätigkeit und füllen sich mit der stickstoffgesättigten Flüssigkeit, dem Produkte der Verdauung, um dieselbe dem Saftkreislaufe der Pflanze zuzuführen. Der ganze Vorgang nimmt im Durchschnitt acht bis zehn Tage in Anspruch dann öffnet sich das Blatt wieder, um auf neue Deute zu lauern.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Dieerflecken entfernt man am unschädlichsten aus jedem Stoffe durch Einreiben mit Eigelb, wodurch sich der Theer löst. Man spült dann gut mit nicht zu warmem Wasser nach.

Behufs Verwendung von Aepfel- und Birnenschalen, wasche man dieselben ab und stelle sie mit soviel Wasser, daß sie bedeckt sind, über Feuer. Hierauf lasse man dieselben einkochen, bis das Wasser etwas unter den Schalen steht, treibe den Saft durch ein feines Sieb, koche ihn mit Zimmt, Zitronenschale und Zucker nochmals auf und mache ihn mit etwas in kaltem Wasser klar gerührten Kartoffelmehl feimig. Das Ganze kann dann als Suppe kalt oder warm aufgetragen werden.

Brieftruhe aus Zigarrenkistenholz. Ein reizendes und sehr billiges Geschenk läßt sich aus Brettchen von Zigarrenkisten herstellen. Man nimmt hierzu ein Brettchen als Boden von 33 cm Länge, 16 cm Breite, zwei Seitenwände von 33 cm Länge, 12 cm Höhe, zwei kurze Seitenwände 16 cm breit und 12 cm hoch. Diese Bretter nietet man durch kleine Stifte zu einem Kasten zusammen, der wieder durch eingestellte Brettchen in beliebige Fächer getheilt werden kann. Der Deckel besteht aus drei Brettchen, von denen jedes um einen starken Zentimeter in Länge und Breite kleiner ist, als das andere, so daß, wenn dieselben auf einander durch Stiften befestigt sind, eine Abstufung entsteht. Nun nimmt man allerlei alte Leberbleisfel von Seidenbändern, Hutbändern, Ballroben, bunten Flickern etc., die man sauber aufplättet und zu drei-, vier-, sechs- und achteckigen Stückchen schneidet, die man von links fein überwendlich zusammennäht. Diese Mosaikarbeit wird nochmals gebügelt und an die Innenwände der Truhe befestigt. Die Außenseiten können durch Malereien verziert werden, deren stehbleibenden Grund man mit feinem schwarzem Lack bezieht, oder durch Stoffbezug, auf dem man Stickereien anbringen kann. In den Boden schlägt man vier kurze Nägel mit breiten Goldknöpfen und bringt das Schloßchen durch kleine Nieten an geeigneter Stelle an.

Gegen Rheumatismus. Die Blüten der Rosskastanie haben eine wahrhaft wunder-

bare Kraft, den Rheumatismus zu heilen. Man pflückt die Blüten, wenn sie eben in ihrer ersten Schönheit stehen, schneidet sie in kleine Stückchen, bringt sie in eine Flasche und gießt darauf 90grädigen Spiritus. Dann läßt man die festverschlossene Flasche 2-3 Wochen hinter einem Fenster in der Sonne stehen und gießt dann die Flüssigkeit ab. Dieselbe ist ein vorzügliches Mittel zum Einreiben gegen rheumatische Beschwerden.

Perlmutterkitt. 2 Theile gut geklopfte, dann klein zerschnittene Hausenblase werden 1 Tag lang in 16 Theilen Wasser gequellt, dann bei gelinder Wärme vollständig gelöst, mit 8 Theilen Alkohol versetzt und durchgeseiht. Der noch warmen Lösung fügt man unter innigem Vermischen eine Auflösung von in 6 Theilen Alkohol gelöstem Mastix (1 Theil) und 1/2 Theil feinst gepulvertes Ammonium zu. Die zu kittenden Theile des Perlmuttergegenstandes werden beim Gebrauch erwärmt, mit dem Kitt bestrichen und durch Pressen oder Umbinden fest vereinigt. Die Erhärtung erfordert 6-8 Stunden.

Honigessig herzustellen. Das beim Honigauslassen übrig bleibende Honigwasser setze man durch ein Tuch, gieße es in hölzerne oder irdene Gefäße, lege in jedes derselben ein Stückchen Roggenbrod, welches mit Honig bestrichen ist, setze die Gefäße an einen warmen Ort, entweder wo die Sonne hinscheint, oder an sehr gelinde Wärme der Feuerstelle und lasse es da 4 bis 5 Wochen ruhig stehen. Ist die Wärme z. B. an der Feuerstelle, am Ofen u. s. w., zu groß, so verdirbt das Wasser. Die Gefäße müssen bedeckt werden, aber nicht so dicht, daß keine frische Luft dazu kann. Nach genannter Zeit hat man scharfen wohlgeschmeckenden Essig. Jetzt wird er aufgekocht, tüchtig abgeschäumt und zu weiterem Gebrauch in die Gefäße, worin er aufbewahrt werden soll, gegossen. Solcher Honig hält sich das ganze Jahr.

Humoristisches.

Der scherzhafte Kellner. Gast: „Kellner, ein Butterbrod belegt.“ — Kellner: „Womit, mein Herr?“ — Gast: „Mir egal.“ — Kellner: „Aha — also Wurscht!“

Passender Hut. A.: „Im Frack und Zylinder! woher kommst Du denn?“ — B.: „Habe meine Schwiegermutter besucht!“ — A.: „Aha, deshalb hast Du die Angststöhre aufgesetzt!“

Größenwahn. Frau: „Mann, Du bist vergeblich! Wird das nie anders werden?“ — Dichter: „Laß gut sein, Frau, nach meinem Tode bin ich unvergeßlich!“

Auf der Hochzeitsreise. Sie: Was sehe ich, Ernst, Du gähnst ja! — Er: Ja, weißt Du, liebe Larra, wir Beide sind ja jetzt eins, und wenn man allein ist dann langweilt, man sich so!

Boshafte Antwort. „Also, was ich Ihnen hinsichtlich der Frau Rätlin F. gesagt habe, bleibt unter uns. Mir hat es die Frau Inspektor G. nur mitgeteilt, daß ich die größte Verschwiegenheit an den Tag lege.“ — „D, sei versichert, ich werde ebenso verschwiegen sein, wie Du.“

Sicheres Merkmal. „Nun, wie geht's Ihrem Neugeborenen?“ — „Danke, sehr gut! .. Sie der hat viel Anlage zu einem Studenten!“ — „Das können Sie aber doch unmöglich in so zartem Alter feststellen?“ — „Gewiß! Er schläft bei Tage und macht des Nachts Standa!“

Aus dem Tagebuch eines Chepessimisten. Es liegt eine äußerst sinnige Symbolik in dem Brauch, daß man die Braut rechts, die Gattin links führt. Denn zuerst glaubt man meist, daß man was Rechts hat, während man später zu der Erkenntniß kommt, sie verdiene, daß man sie links liegen läßt.

Einjam.

Besser ist es, einsam darben,
Als vom Gnadenbrode zehren,
Das uns kalt gewordene Herzen
Nur aus Mitleid noch gewähren.

Besser ist es, einsam wandern,
Als zu zwein am Herd zu rasten,
Wo sich nur die letzten Funken
Müd' noch durch die Asche tasten.

Und auch besser einsam sterben
Wie das wunde Thier der Steppen,
Als mit einer kranken Seele
Sich gemeinsam weiter schleppen.

Umstellungs-Räthsel.

- Reife
- Gans
- Lage
- Mahl
- Bucher
- Tonne
- Sage
- Seil

Aus jedem der nebenstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. In richtiger Reihenfolge bedeuten diese Wörter: 1. etwas Festliches, 2. winziges Thier, 3. Gedicht, 4. himmlisches Wesen, 5. Theil einer Pflanze, 6. weiblicher Vorname, 7. musikalische Bezeichnung, 8. Luftarten. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter bezeichnen im Zusammenhang gelesen eine fröhliche Zeit.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: Augenblick.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.

Doktor a. D. Kypke in Schreiberhan, (Kriegenbirge), 22160

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, ohne keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Alle gebraucht. Briefmark. kauft fortwährend (Prosp. gratis) G. Zehmeyer, Nürnberg.



Geflügel

garant. lebende Ankunft

in 10 Pfd. Colli franco. 7 St. 1895er Hühner tüchtige Winterleger Nr. 7. Riesenenten 3-4 St., Hühner 1894er, 3-4 Stück oder Hähnen 7 St. Nr. 6. — Naturbutter 10 Pfd Colli franco. Nr. 7. Wienhonig 10 Pfd. Colli franco. Nr. 5. Gänsefedern schneeweiß, daunenweich, staubfrei, fein geschliffen per Pfd. Nr. 2.40, ungeschliffen Nr. 1.70. K. Drimer, Breslau-Pöpelwitz.

Miether's echte Hannov. Ia. Concert-Mundharmonika's (geschützt) m. 96 ff. unzerbrechl. pat. Silberstim. 4 Nickeldek. 4 Messingplatt. etc. wunderb. schön u. leicht spielend. Jeder kann a. d. Instrum. ohne Notenkennt. d. schönsten Tänze, Lieder, Märsche, Choräle etc. spielen. Vers. franco. f. Mk 2.70 (a. Marken.) O. C. F. Miether, 1. Harmonika- u. Instrumenten-Fabr. in Hannover B.



Sicherer Weg zum Reichthum!

Magische Taschen-Sparbank

Patentamtlich geschützt. Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann erst dann geöffnet werden, wenn dieselbe mit der entsprechenden Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mk. in 50 Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mk. in 10 Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und nöthigt daher zum Weitersparen, bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis 75 Pfg. pro Stück. Von 2 Stück an frankirte Zusendung überallhin bei Vorweisung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pf. Portozuschlag), von 1/2 Dugend an 20 Pct. Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstrasse 49, Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Vorkursus: Anhaltische Bauschule Zerbst Wintersemester: October. 7. November. Bauhandwerker, Tischler, Steinmetzen, sowie Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbau-techniker, Reifeprüfung vor Staatsprüfungs Commiss. Kostenfr. Anskundt d. d. Direction.